Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 26 (1923-1924)
Heft: 3

Artikel: Zürich in den Augen eines Baslers
Autor: Bernoulli, Carl Albrecht
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748343

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZÜRICH IN DEN AUGEN EINES BASLERS

Wenn Zürich, wie die Rede geht und es auch tatsächlich der Fall ist, gelegentlich auf Basel herunterschaut, so kann dies in verschiedenen Stärkegraden geschehen, und die milderen unter diesen entbehren dann auch der sachlichen Begründung nicht. Basel an seiner Dreiländerecke ist Grenzpunkt, Zürich dagegen — Mittelpunkt. Diese Gebundenheit an ein Umland und Hinterland bestimmt den Charakter Zürichs nicht etwa erst in neuester Zeit, sie gab den Ausschlag seit Jahrhunderten. Diese ausgeprägte Eigenschaft, sich *zentral* zu fühlen, ist aber ihrerseits auch nur wieder eine Folge aus der Form der besiedelten Landschaft: diese Lage am untern Ende eines großen und schönen Sees, der fruchtbare Ufer von sanft ansteigender, aber auf den erreichten Gratlinien schließlich doch recht ansehnlicher Höhe zur einheitlichen Gegend vereinigt, hat der Entwicklung der Stadt Zürich und ihrer Bedeutung für die Eidgenossenschaft und das mittlere Europa einen unerschütterlichen Grund gelegt. Das Schicksal der Außenlage, das seine Vorteile und Nachteile hat, ist Zürich ebenso erspart als versagt geblieben. In ihm sammelte sich und gipfelte von altersher immer irgendwie eine ganze Umgebung. Die Steigerung des Selbstbewusstseins, von Natur aus mehr zu sein als die Nachbarn, ist also dem Stadtzürcher aus seinem Boden angewachsen. Er sieht die Menschen auf sich zukommen. So oder so — er empfindet sich als ein natürliches Ziel der andern. Daraus erwächst ihm das Gefühl einer gewissen Vorbildlichkeit und einer ihm daraus gebührenden Überlegenheit.

Zu seinem Lobe ist nun dem Zürcher nachzusagen, dass er diese ihm beschiedene natürliche Ehrenstellung vorwiegend von ihrer *verpflichtenden* Seite her aufgefasst hat. Er hat sich durch die Jahrhunderte hindurch zu allen Zeiten vorwiegend als tätig bewiesen, und zwar als tätig im Hinblick nicht auf den eigenen Nutzen, sondern zu Nutz und Frommen der andern. So wenig das Ich in Zürich zu kurz kommt, wird es glaube ich doch immer in Schranken gehalten durch das Wir. Die Rasse der Individualisten ist kaum je zu Zürich in Reinzucht gediehen — und ich vermute fast, dass ein solcher Abseitiger und ver-

sonnener Träumer wie Conrad Ferdinand Meyer deshalb als Dichter unter die *Großen* eintreten durfte, weil er innerlich nicht vom eigenen Selbst, sondern von der angeborenen ausgeprägten Stadtgebundenheit lebte. Und die wahrscheinlich größte *Seele*, die zu Zürich geboren wurde, Heinrich Pestalozzi, hat sich seinen Lebensberuf daraus geschaffen, *wohlzutun*. Er hat damit eine Zürcher Stadttugend auf genialische Weise in ein schöpferisches Lebenswerk umgesetzt. „Zürich, deine Wohltaten erhalten dich" — das ist ein bezeichnendes Kenn- und Merkwort der Limmatstadt, das vielleicht, da sie es doch selbst über ihre Gemeinnützigkeit schreibt, nicht ausgerechnet die Bescheidenheit zum Verfasser hat. Aber dieses im Halse halbwegs stecken bleibende, putzige Selbstlob kann jedenfalls nicht um den Vorzug gebracht werden, dass es wahr ist. Die Stadt hat, schon früh, als sie nichts anderes als stockkonservativ war, die liberalen Grundsätze der Solidarität und des Gemeinwohls dargelebt. Sie ist die Wir-Stadt auch nach der vorbildlichen Seite gewesen.

In einem ausgezeichneten, nur als Manuskript gedruckten Vademekum durch das alte Zürich vor 1798 fasst Herr Hans Schulthess die psychologische Struktur der altzürcherischen Einwohnerschaft in die treffenden Sätze zusammen: „So kann denn die zürcherische Stadtbürgerschaft, in ihrer Eigenschaft als geschlossene Korporation, mit einer großen Familie verglichen werden, deren Äste und Zweige in den verschiedensten sozialen Schichten verankert waren. Neben einer Auslese hervorragend tüchtiger Männer waren es in der Hauptsache biedere Bürger, die, jeder an seinem Platze, bestrebt waren, das Wohl des Staates zu fördern, und denen auch gegenüber der Landbevölkerung eine wohlwollende Gesinnung nicht abgesprochen werden kann. Das Regiment war im ganzen ein mildes, gerechtes und väterliches, wie dies auch von radikalen Historikern nicht geleugnet worden ist." In der Tat ist ein ausgeprägt patriarchalischer Zuschnitt noch heute über das historische Zürich, so weit es übriggeblieben ist, gebreitet. Hier ist der Brauch des Hauses, die angestammte Sitte, die genaue Reihenfolge der Maßnahmen und der feste Umkreis der Pflichten zu einer Selbstverständlichkeit geworden und

dabei mit einer unfeierlichen, jeder Geschmeidigkeit entbehrenden Nüchternheit gepaart, dass dem Fremdling, der die Ehre genießt, da hineinzugeraten, nicht weiß, wird ihm wohl oder wehe zu Mut. Eisigkeit und froh geborgenes Wohlbehagen erzeugen dem Unbeteiligten eine merkwürdig gemischte Stimmung, vor allem auch deshalb, weil auch die herzlichste Gastfreundschaft den blau und weiß angestrichenen Schlagbaum nicht aufzuklappen vermag. Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, dass ein eingefleischter Zürcher überhaupt es nicht fertig bringt, sich für etwas anderes als für Zürich zu interessieren, oder dann, wenn er das Bedürfnis dazu verspürt und sich die redlichste Mühe gibt, auch das andere gelten zu lassen, immer und überall nur wieder sein liebes Zürich sieht oder es, wo es sich nicht vorfinden lässt, vermisst. Ich glaube wirklich, da man mir vorwerfen wird, ich verallgemeinere und verwechsle örtliche Einzelheiten mit der allgemeinen Anlage zum Philister und Spießbürger, dass es in Bern und Basel doch etwas anders damit steht. An der Aare Junkerhochmut, am Rhein liebedienende Empfänglichkeit, an der Limmat aber doch wohl *nur* das den Eichstrich erreichende, gestrichene Maß satten, stetsfort zahlungsfähigen Selbstgefühls. Nie drüber, nie drunter — immer eben gerade den Bedarf deckend! Mögen also die Zürcher besonders weitgereiste Leute sein —

Weh dem, der an dem würdig alten Hausrath
Ihm rührt, das teure Erbstück seiner Ahnen!
Das *Jahr* übt eine heiligende Kraft;
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
Sei im Besitze und du wohnst im Recht,
Und heilig wird die Menge dirs bewahren.

Man wird bei diesem Schillerschen Zitat nach Entgleisung schreien — aber ich kann mir nicht helfen — so allgemein menschlich seine Bedeutung ist, es trifft im besondern noch auf Zürich zu. Denn keine noch so häufige Mauserung der immer und immer wieder durchbrochenen konservativen Hülle bringt den Kulturzürcher um diese Gleichgebliebenheit mit sich selber, um diesen vielleicht beneidenswerten innern Frieden der eigenen Güte und die damit verbundene angeborene Sehnsuchtslosigkeit.

In Sachen des Gefühls muss man sich gewiss hüten, Zürich innere Beteiligung abzusprechen. Aber sicherlich hat man es mit dem „starren System" zu tun. Auch hier bereitet uns ein Blick auf die Geschichte vor. Während in Basel Neubürgern ihre persönliche Tüchtigkeit den baldigsten Eintritt in das Staatsregiment ermöglichte, war in Zürich daran nicht zu denken. Nur der von alters her Eingesessene durfte hier befehlen. Aber hier gab nicht etwa die Auslese des Blutes den Ausschlag, sondern, möchte man sagen, ein gewisser Eigensinn von mittlerer Bürgerlichkeit, eine bestimmte Form staatlicher Ordnungsliebe, eben die zürcherische. Bern ist nicht vorstellbar ohne seinen Adel. In Zürich aber gelang es nach 1560, also 238 Jahre vor dem Zusammenbruch der Geschlechterherrschaft, keinem Junker mehr, die Bürgermeisterwürde an sich zu reißen. Es herrschten so recht eigentlich die „Ordentlichen", d. h. diejenigen, welche dafür sorgten, dass ja die Kirche mitten im Dorf blieb — wozu es freilich am guten Namen so wenig fehlen durfte wie am guten Gelde. Wo beides in befriedigender Weise beisammen war, da ließ man sich gewiss auch Geist und andere persönliche Werte gerne gefallen, aber diesem letzteren ohne das andere wären Ansprüche auf durchschlagende Geltung nicht anzuraten. So wird denn auch im heutigen Zürich vielleicht mehr als in unsern andern Städten verlangt, dass etwas oder jemand „vornehm" sei. Aber mit der äußerlich materiellen Befriedigung dieses Eigenschaftswortes nimmt man rascher vorlieb als anderswo. Sobald man dem genügt, „was sich gehört", von der Wohnungseinrichtung bis zum persönlichen Benehmen, ist der Mann gemacht und ist die Frau gemacht, wobei dann höchstens noch Nebengedanken über die allfallsige Neusilbrigkeit des standesgemäßen Auftretens eine gewisse Rolle spielen. Vom geschmacklosen Protzen trennt diese vornehme Welt zweifellos ein Abgrund der Gesinnung und des Gehabens, weil ja ein weises Zuratehalten der Mittel, sogar Sparsamkeit, vielleicht sogar ein rechtschaffener Geiz jede Prahlerei und Verschleuderung fernhalten. Ich erfuhr kürzlich in vertraulicher Mitteilung, was für beim Namen genannte Zürcher Herrschaften „in diesen schlechten Zeiten" grundsätzlich und ausnahmslos dritter Klasse fahren — ich schlug

die Hände über dem Kopf zusammen aus Mitleid mit den Schweizerischen Bundesbahnen! Mit einem sicher begüterten Altzürcher, der sich aber selbst in dieser Hinsicht tragisch nahm, vernahm ich nach dem Abschluss eines umfassenden Weltanschauungsgespräches, das ich mit ihm führte, den Stoßseufzer: „Es ist gut, dass es noch reiche Leute gibt." Es klang, obschon er auf seine Zugehörigkeit zur Landeskirche Wert legte, wie ein Glaubensbekenntnis. Und als ich mich einmal mit einem gescheiten Ostschweizer über einen gemeinsamen ausgezeichneten Zürcherfreund unterhielt und ihn um dessen kurzes Charakterbild bat, meinte der Schwerenöter in seinen lieblichsten Appenzeller Flötentönen: „Weißt du, ein vornehmer Zürcher — das ist ja etwas, das es auf dieser Welt nicht gibt. Aber wenn es das gäbe, so wäre unser Freund einer unter den ersten." Pflichtschuldigst, um ja nichts hinter dem Rücken des Betreffenden richtig gemacht zu haben, eröffnete ich ihm dieses schmerzliche Verdikt. Er war von Verblüffung und Vergnügen überwältigt und erhob nicht die geringste Einsprache gegen die Richtigkeit des Urteils. Überhaupt — altgeschlechtige Zürcher, die es ohne Zürich nicht machen können und es dennoch auf die Dauer daselbst nicht aushalten, also halbwegs Pariser oder sonstige Globetrotter geworden sind, gehören schon unter die feineren Mischungen des gesamten heutigen Menschengeschlechts (was ja an sich wieder nicht sehr hoch geschworen ist bei dem jetzigen Stande der Dinge). Sie sind bescheiden, — soweit nicht allzuviel persönlicher Verzicht von ihnen gefordert wird, auch sehr anhänglich, treu und dienstfertig und in der Beurteilung des Lebens klug, weitsichtig und nicht ohne jede Herzlichkeit. Legst du also Wert auf besten schweizerischen Umgang, so wähle dir zum Freunde einen wohlbestandenen Zürcher von Rang und Namen, der aber „das Klima nicht vertragen kann". Du wirst in solcher Freundschaft nicht übel aufgehoben sein. Jene anderen hingegen, die sich die Meinung nicht ausreden lassen, die Welt nehme, schon landschaftlich, ein ganz anderes Gesicht an, sobald man von Basel kommend zum Bötzbergtunnel heraus sei, die lasse vorsichtigerweise unbehelligt. Kein Aristokrat von blauestem Blute wird dich hochnäsiger und ungerechter

behandeln als sie, weil du unvorsichtigerweise versäumtest, das Licht der Welt nicht in einem Zürcher Storchennest zu erblicken. Leider gibt es aber, zu unserer Beschämung sei es gesagt, dann am Rhein wieder kleinliche Leute, die in den groben Klotz eines solchen Benehmens noch einen gröberen Keil hineinpfeffern — und so begab es sich denn eines Tages, dass ein Abwart, der einen alten Basler Namen trug, einen ihm übergeordneten jungen Zürcher Herrn herausfordernd unehrerbietig behandelte. Er musste sich beschweren, erhielt aber von seinem Kommissionspräsidenten den erschütternden Bescheid: „Ja, wissen Sie, es gibt nun einmal bei uns Leute, die können diese (aus Zürich stammenden!) — ‚Ausländer' nicht schmecken."

Einzig ist jedenfalls jenes Benehmen der Schildner zum Schneggen, als in den vierziger Jahren der romantisch angehauchte König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sich um die Aufnahme in die Gesellschaft bewarb und — durchfiel. „Wir haben ihm aber abgewunken," erzählte mir mein Freund das Ereignis mit milder Miene. Man darf bei einer derartigen Anekdote nicht vergessen, dass diesem Verhalten eine von Jugend auf wie in keiner andern unserer Städte derartig betriebene heraldische Schulung zugrunde liegt — denn schon in kurzer Hose springt der Zürcher Gymnasiast den Geschlechtern seiner Väter nach! Zu welcher Unbefangenheit dies führen kann, bewies mir vor fünfundzwanzig Jahren ein Gespräch, das ich mit halbem Ohr zwischen zwei Altzürchern auffing. Der seither bestens blühende Klub der „Weißen Rose" sollte gegründet werden. Bereits war die „Rose" beschlossene Sache — aber ihre Farbe war noch nicht gewählt. Da entschied sich die Jugend der Zwinglistadt für weiß — „weil es die Farbe des Papstes sei!" (Oder ich müsste einen Witz ernst genommen haben!) Die überraschende Trockenheit solcher Begründungen erweitern sich im Blick auf das wissenschaftliche Leben zu der besonderen Begabung für registrierende und feststellende, nicht aber spekulativ und philosophisch schweifende Gelehrsamkeit. Früher die Hottinger, heute Altzürcher wie Meyer-Lübke und Friedrich Schulthess, haben sich auf dem Gebiete der Linguistik ausgezeichnet. Als Gerold Meyer von Knonau

an einem schweizerischen Historikertag Basel „mit einem runden Ausdruck als die Stadt Jakob Burckhardts" bezeichnete, grenzte er damit die spezielle Veranlagung für das gelehrte Zürich ab: der Dienst an der Urkunde und an der Lautregel.

So ist denn auch Zürich als schweizerische Literaturstadt, wie sie vor hundertfünfzig Jahren, dann wieder aus eigenster Kraft vor siebenzig Jahren und in erfreulicher Weise noch in unsern Tagen in einer ihre Schwesterstädte weit überflügelnden Weise dasteht, vielleicht alles in allem doch mehr rezeptiv beteiligt gewesen. Die produktiven Möglichkeiten liegen zurzeit verkörpert in der Gestalt Robert Faesis, der nach Art und Blut die denkbar reinste Inkarnation der dichtungliebenden Veranlagung Altzürichs zur Schau trägt. Über dieses ererbte Angebinde hinaus hat aber der ebenfalls völlig stadtechte Conrad Ferdinand Meyer mit seiner Dichtung, und da namentlich mit etwa zwanzig seiner lyrischen Gedichte, einen Quell der Ahnung, der mythischen Sehnsucht und des damit verbundenen tiefgründigen Schauens aufrauschen lassen, den man nach allem, was wir eben über die Grundlagen und Grenzen der Zürcher Stadtkultur anzumerken uns erkühnt haben, auf diesem Grund und Boden nicht gesucht hätte. Und so ist denn Zürich vor allem um die Aussicht zu beneiden, dass es demnächst die Jahrhundertfeier dieses seines großen und erst allmählich zur vollen Würdigungsreife gediehenen Sohnes rüsten darf, allwo es denn — als geschlossenes, aber etwas allzu hell und oberirdisch gediehenes Kulturganzes — auf die dunklen Unterströme seiner tiefsten Begabung mit stolzer Rechtfertigung wird hinweisen können.

Vielleicht leidet das geistige Zürich unwissentlich an einem Missverständnis seiner selbst, an einer Verkennung seiner Bestimmung. Es fühlt sich emporgedrängt nach einer Spitze — es möchte gerne Gipfel sein. Aber besitzt ein Gipfel Tragfähigkeit — und ist es nicht gerade diese Eigenschaft, die wir an Zürich zu schätzen haben? Eine Fläche zu sein, die dauernd trägt, — ein Teller zu sein, der bereithält und darbietet, nun ja, es ist vielleicht eine Zumutung, dieser vermittelnden Haltung Zürichs den meisten Dank zu zollen, und zu erwarten, dass Zürich sich mit diesem Danke zufrieden gebe. So soll denn

das Bewusstsein, Gipfel zu sein, der Stadt an der Limmat nicht verwehrt werden — ist es nicht das Kennzeichen lebendigen Wachstums, über sich selbst hinaus zu wollen? Unsererseits aber haben wir kein schlechtes Gewissen mit der Annahme eines hohen Durchschnitts, dessen breites Wesen geistiges Schweizertum — als Schweizertum! — trägt und hält. Diese Hochebene ist es gewesen, die früher und jüngst großen Begabungen zum Grunde diente, jene paar Namen der europäischen Kultur, die an Zürich geknüpft sind. In diesem Sinne wird man Zürich getrost *Ursprünglichkeit* zuzuschreiben haben, gerade wenn man die fatale Herausforderung des Ausdrucks *Limmatathen* durchschaut — denn eben das Athenische und Perikleische fehlt, die umfassende Durchseeltheit des Gesamtwesens. Aber die Echtheit und Unzerstörbarkeit des alemannischen Humus finden wir in dieser Stadt, deren älteste Denkmäler auf die ältesten deutschen Könige zurückweisen und in deren schollenhafter Mundart oft urtümlichste Brocken das übrige schweizerische Idiotikon beschämen. So heißt die religiöse Jugendweihe in Basel „konfirmiert", in Bern „admittiert", im Aargau „unterwiesen", — in Zürich aber „b'hört" — ein Ausdruck von entzückender Prägnanz und Plastik, der das ganze Wesen der Zwinglistadt in sich fasst. Die Beispiele ließen sich vermehren, die, wie das obige, uns die eigentlichen Echtheiten der Zürcher Kultur anschaulich enthüllen. Aber wir müssen befürchten, ein Basler vermöge da nicht voll einzudringen. So erklären wir uns denn für ein letztes Urteil unzuständig und bitten nur, unser Verständnis für das wirklich Liebenswerte an der Zürcher Kultur nicht zu überhören.

ARLESHEIM CARL ALBRECHT BERNOULLI